



SICHTBAR – Der Podcast

Folge 4: Was bedeutet es eigentlich, blind zu sein? – Ein Gespräch mit Mandy Hamann –

Dass sich blinde Personen in der Welt der Sehenden zurechtfinden müssen, ist ganz alltäglich; umgekehrt ist das eher selten der Fall. Es gibt wenige Orte, an denen Sehende einen Einblick in die Welt der Blinden bekommen. Ein solcher Ort ist das Blindenmuseum in Berlin-Steglitz. In dieser Podcast-Folge spricht Gästeführerin Mandy Hamann mit unserem Autor Constantin Sträter. Für ihn ist es das erste persönliche Treffen mit einer blinden Person. In einem authentischen Gespräch gibt Mandy Hamann einen offenen und ehrlichen Einblick, was blind sein bedeutet.

Constantin Sträter: Guten Tag und herzlich Willkommen zu Sichtbar, dem Podcast von Hörmal Audiodeskription. Mein Name ist Constantin Sträter. Und im Gegensatz zu den meisten Autoren unseres HörMal-Teams habe ich noch keinen intensiven Kontakt mit blinden Personen gehabt. Wie ist es eigentlich, blind zu sein? Wie meistert man seinen Alltag? Was ist alles möglich für Blinde und was besonders schwer für sie? Ich frage eine Person, die sich damit auskennt, Sehende mit der Welt der Blinden vertraut zu machen: Mandy Hamann, Gästeführerin im Blindenmuseum in Berlin-Steglitz.

Frau Hamann, können Sie sich unseren Hörerinnen und Hörern einmal kurz vorstellen.

Mandy Hamann: Ja, mein Name ist Mandy Hamann. Ich bin 46 Jahre alt, arbeite hier im Blindenmuseum und bin selbst blind, und deshalb habe ich natürlich die totalen Erfahrungswerte auf diesem Gebiet; ansonsten bin ich glückliche Mutter und viel beschäftigt und in allen möglichen Arbeitsgruppen und Interessengruppen sehr aktiv. Ich bin ein fröhlicher, optimistischer Mensch.

Sträter: Vielen Dank. Sie haben gesagt, sie sind blind. Was heißt denn das eigentlich? Also wir zum Beispiel: Wir haben zweimal miteinander telefoniert und sind uns jetzt das erste Mal begegnet und ich hab mich gefragt, wie sie mich überhaupt wahrnehmen oder ob sie zum

Beispiel körperliche Eigenschaften von mir überhaupt wüssten, wissen sie, wie groß ich ungefähr bin, was für ein Statur ich habe oder entwickeln sie so eine Art Bild von mir?

Hamann: Man entwickelt eine Art Bild, aber das wird von Sehenden völlig überbewertet; diese Optik wird überbewertet. Natürlich habe ich ein Bild, wenn sie vor mir stehen und wir begrüßen uns, ist mir einfach dann klar, ich bin 1,50 Meter, Sie sind deutlich größer, das hört man dann, von wo kommt die Stimme? Aber man muss ganz doll mit einer Legende aufräumen: Es kursiert immer die Idee, die auch sehr gerne in Filmen und Büchern verarbeitet wird, dass Blinde zum Beispiel das Bedürfnis haben, das Gesicht des anderen anzufassen. Ich weiß nicht woher es kommt. Ich kenne es von anderen Blinden, die darüber auch den Kopf schütteln. Das macht man einfach nicht. Wenn ich Ihnen auf der Straße begegnen würde und ich würde plötzlich versuchen, ihr Gesicht anzufassen, sie würden wahrscheinlich schreiend weglaufen, weil das macht kein Mensch. Es ist nun mal so, dass mir dieser Eindruck fehlt. Ich reagiere viel auf Stimme. Und an der Stimme bewerte ich schon mal, ob ich den jetzt ansprechen möchte oder nicht, weil man aus der Stimme - was für die Hörer sicherlich eine schlimme Vorstellung ist - erschreckend viel raus hören kann, deutlich mehr als man im Gesicht sieht. Ich weiß es, weil ich selber früher mal gesehen habe. Gut, die Augen sind noch sehr sprechend, da kann man noch was rausinterpretieren. Aber im Normalfall sagt die Stimme vielmehr aus; ob derjenige lügt, ob derjenige unsicher ist, ob derjenige sich versteckt hinter lautem Gehabe und so weiter und sofort und das hört man alles aus der Stimme. Das ist eine Sache, die sollte man nicht unterschätzen bei Blinden.

Sträter: Sehen sie noch Farbeindrücke oder Kontraste? Oder wie ist so ihr Bild?

Hermann: Ich nehme Sie persönlich, wenn ich nahe stehe, nur als Schatten wahr, das kann mir helfen. Ich sehe auf der rechten Seite noch Schatten und Licht und auf der rechten Seite habe ich gar nichts, weil das Auge sich zurückgebildet hat im Brutkasten durch eine Frühgeburt und ich habe dann zu viel Sauerstoff bekommen und da hat sich das Auge zurückgebildet, aber rechts habe ich mal besser gesehen und hab halt auch noch eine Farbvorstellung. Ich kann zwar keine Farbe mehr sehen, aber wenn jetzt jemand zu mir sagt: Dein Rock ist rot, dann passiert rot bei mir im Kopf und nicht blau. Es passiert wahrscheinlich nicht genau der Farbton meines Rockes, aber ich weiß was rot ist.

Sträter: Ich muss quasi mit einer Art Geständnis beginnen, weil Sie die erste blinde Person sind, mit der ich intensiveren Kontakt habe. Mir ist im Vorhinein bei der Recherche aufgefallen, dass ich von ihrem Alltag keine Ahnung habe und ich habe gedacht: Allein schon wenn man mal so ein Tag im Einzelnen durchgeht, gibt es ja unfassbar viele Unterschiede wahrscheinlich, also wenn wir jetzt mal so einen Alltag durchgehen würden, zum Beispiel morgens, da klingelt morgens der Wecker, ich sehe wieviel Uhr es ist, gehe duschen und frühstücken. Und allein schon bei dem ersten Punkt, auf dem Wecker zu sehen wie spät es ist, besteht wahrscheinlich schon ein erster Unterschied zwischen uns.

Hamann: Also in meinem Fall ist es das sprechende Handy, was man hier einstellen kann. Das hat eine Weckfunktion, die einem die Zeit ansagt, es klingelt und sie sagt: Es ist 07:00 Uhr oder so. Mein Handy erzählt mir, wie spät es ist. Und dann beginnt mein Alltag eigentlich ganz normal, weil ich viele Sachen auch fühle. Ich bin selbst ein Mensch, der ziemlich gut im Internat gelernt hat, wo ich war, meinen Alltag zu bewältigen. Also es ist weniger aufregend als man denkt, also Duschen und alles geht ganz normal. Dazu brauche ich keine Sprachausgabe, aber dann geht es los: Was ziehe ich an? Und dann, wenn ich mir nicht grad meine Sachen gemerkt habe, dann benutze ich das Farberkennungsgerät, halte es dicht ran und das sagt mir mehr oder weniger präzise die Farben. Und dann kann ich daraus entscheiden, was trage ich jetzt zusammen? Das hat beim Geburtsblinden zufolge, der muss sich eigentlich mit Hilfe Sachen zusammenstellen, weil ein Geburtsblinder hat keine Vorstellung von Farben. Bei mir ist es anders. Ich bin tatsächlich auch ein Mensch, der erst morgens weiß, was er will, weil ich noch diesen engen Farbbezug habe und Farben auch immer was mit mir gemacht haben. Und dann muss man das Farberkennungsgerät benutzen beziehungsweise sich so kleine Eselsbrücken herstellen: Wie hängt man was zusammen, wo näht man sich vielleicht ein passendes Knöpfchen ein, wo schneidet man das Etikett halb raus oder wo ganz raus und man muss sich natürlich dann seine Eselsbrücken merken. Und was noch wichtig ist, zum Beispiel im Bad: Dann haben sie vielleicht Tages- und Nachtcreme in der gleichen Cremetube. Ja wie merke ich mir das? Ich muss mir dann meine Eselsbrücke merken, auf eine klebe ich zum Beispiel Tesa und dann muss ich mir merken, war das jetzt die Tages- oder die Nachtcreme? Wenn sie zum Beispiel gleich riecht, dann könnten Sie es ja nicht am Geruch erkennen, da muss man sich so kleine Tricks einfallen lassen. Es geht auch anders, es gibt auch besprechbare Etiketten. Aber mich nervt das, ich sage immer: Ich mag es nicht, wenn alles an einem quatscht. Weil manchmal tun es ganz winzige Dinge, die einfach ganz normal wirken. Ich fasse drauf, andere sehen den Tesa gar nicht, aber ich fühle den Unterschied und weiß, es ist so. Es ist einfach ein Riesenaufwand mit diesen technischen Sachen. Das ist wie: Der Eine benutzt in der Küche nur elektrische Geräte und der andere eben gar nicht und sagt, ich mache die Sachen gern von Hand. Und so ist es bei mir auch so ein bisschen, ich habe diese versteckten Sachen gerne. Dinge wie Kaffee kochen und sowas und meinem Sohn die Brote machen und frühstücken und Rucksack packen für mein Kind, das ist dann ganz normal. Und dann gehe ich, natürlich wenn wir jetzt mal davon ausgehen, dass kein Corona ist, ins Museum. Bei Terminen kommt natürlich der Langstock zum Einsatz, weil ich natürlich meinen Weg finden muss. Bei manchen Blinden ist es dann auch der Führhund, der begleitet führt, wo man hin möchte. Ich hatte auch mal einen Führhund und das ist auch eine wunderbare Sache, aber er passt situationsbezogen gerade nicht in meinem Leben und ich komme mit dem Langstock gut klar und deswegen bin ich im Moment mit Langstock unterwegs und mit dem fühle ich natürlich alles Mögliche, Treppen, Eingänge, Straßenränder, auch mit diesen Leitlinien, die es so unterwegs gibt. Wenn wir vom Normalfall ausgehen, dann bin ich so unterwegs und finde mein Weg. Es müssen allerdings

bekannte Wege sein, also so einfach loslaufen und dann finde ich das schon irgendwie, das funktioniert nicht.

Sträter: Aber fahren Sie immer mit den öffentlichen Verkehrsmitteln ins Museum?

Hamann: Nicht ins Museum, weil ich hier nebenan wohne, aber wenn ich jetzt zum Beispiel irgendwo anders hin muss, als mein Sohn noch kleiner war, musste ich ihn in seinen Kinderladen bringen, da mussten wir im Bus fahren und so und da wird es dann natürlich kompliziert, wenn da mehr Busse stehen. Sie hören mehrere Motoren und denken: Welche Linie ist das? Das heißt, Sie sind als blinder auf jeden Fall zwingend auf Kontaktfreudigkeit angewiesen, wenn sie im Leben vorwärtskommen wollen. Weil der Sehende kommt naturgemäß eher selten auf den Blinden zu, aber es ist doch eher schwierig, weil viele trauen sich dann auch nicht so. Das kennen bestimmt auch andere Leute mit Einschränkungen, und da muss man schon selber kontaktfreudig sein. Wenn wir jetzt wirklich vom coronafreien Alltag ausgehen, gehe ich auf den Busfahrer zu. Welche Linie ist das? Es gibt auch schon Ansätze, dass die Busse sprechen oder die Bushaltestellen sprechen, aber hier in Berlin sind wir noch ein ganzes Ende davon entfernt, das würde mir die Sache natürlich leichter machen, wenn ich einfach auf die Bushaltestelle drücke und da ist an der Säule sein Knopf und dann sagt er mir, der Bus soundso kommt in 3 Minuten. Wenn mehrere Busse halten ist es für mich schwierig, den richtigen Bus rauszufinden. Das ist auf jeden Fall eine Herausforderung, weil für mich ist es nicht möglich, in einer neuen Gegend eine Haltestelle zu finden. Ich bin darauf angewiesen, dass ich in einer mir bekannten Umgebung bin. Wenn ich eine Umgebung nicht kenne bin ich dann sozusagen komplett erschossen.

Sträter: Sie haben jetzt eben schon zweimal von Corona gesprochen – ist denn er Alltag für Blinde und Sehbehinderte durch Corona sehr viel schwieriger geworden?

Hamann: Definitiv und zwar deshalb, weil es am Anfang laufen lernen musste, das Beliefern. Also man kann eigentlich online auch bestellen und dann hatten sie aber Lieferschwierigkeiten und dann gab es ja bestimmte Artikel nicht, und der Sehende kann in Geschäften rumlaufen, kriege ich da noch Toilettenpapier oder so? Und ich gebe ehrlich zu, ich hatte auch ein bisschen Angst, wenn ich dann wirklich mit meinem vollen Einkaufstrolley unterwegs war, wenn ich selbst einkaufen war. Die Leute kommen an ihre Urängste: Kriege ich jetzt irgendwie was auf dem Kopf und jemand klaut meinen Einkaufstrolley in der Hoffnung, dass da Toilettenpapier oder sowas drin ist und Nudeln, also das gebe ich zu, dass ich so einen Moment mal Angst hatte in der Anfangshysteriezeit. Also ich selbst bin damit sehr ruhig und ausgeglichen umgegangen, aber die Leute kamen ja an ihre Urängste. Und da war ich schon ein bisschen irritiert und auch ein bisschen verstört, aber ich hab das dann ganz schnell hingekriegt wieder und dann lief es auch so langsam an mit dem beliefern. Also Rewe zum Beispiel hat geliefert, das machen sie auch heute noch und jetzt klappt es ja auch besser mit dem Zuliefern und ich kann ganz klar die 1,50m Abstandsregelung nicht einhalten, weil ich denjenigen erst mitkriege, wenn ich ganz nah vor ihm stehe. Und die meisten sind in

Stresssituationen so mit sich beschäftigt und fühlen sich dann bedrängt, das geht einfach nicht. Ich kann mich an eine Geschichte erinnern, da hab ich mich bei der Apotheke anstellen müssen, da musste ich mit meinem Sohn gehen. Ich bin sonst nicht dafür, meinen Sohn für solche Sachen auszunutzen, aber wir mussten uns zu zweit anstellen, weil mein Sohn sieht: Wo ist der Vordermann, weil man bei diesem Abstand und bei dieser ganzen Angstwelle, die unter den Leuten grassiert, gar keine Kommunikation aufbauen kann und mit einer Maske vor dem Mund erst recht nicht.

Sträter: Also ich würd nochmal kurz bei dem Alltag bleiben. Sie haben vorhin gesagt, dass Sie sichere Wege brauchen. Jetzt haben sie sich eine Stadt ausgesucht, in der Sie Leben, in der Sie auch nicht geboren sind mit Berlin, wo es wahnsinnig viel unbekannte Wege gibt und eigentlich jeden Tag fast neue Herausforderung, die man vorher nicht kennt. Warum haben sie sich Berlin ausgesucht und ist eine Großstadt nicht eigentlich viel anstrengender als ein Dorf oder eine Kleinstadt?

Hamann: Es ist insofern nicht anstrengender, weil ich ich sein kann. Im Dorf oder in der Kleinstadt ist es anstrengend. Ich komme ursprünglich aus einer Kleinstadt. Ich habe da gewohnt, seit ich zwei Jahre alt bin. Mit Anfang 30 bin ich weggezogen. Und sie bleiben immer die kleine Blinde, das setzt sich so in den anderen Menschenköpfen fest. In der Kleinstadt denkt man kleinkariierter als in der Großstadt. Das ist einfach so, und die Leute können sich viel weniger vorstellen selber zu erblinden. Da ist ja schon ein Problem, wenn Frau Meier ihre Gardinen vielleicht weniger wäscht als Frau Müller und dann redet die ganze Nachbarschaft. Das sind ja schon Probleme, die man nicht braucht - was in Berlin auch keinen interessiert - dann taucht plötzlich eine Blinde auf. „Oh Gott, die haben eine blinde Tochter“, sagen die Leute, und man wird man eventuell mit Sachen konfrontiert, die anders sind. Und jeder glaubt irgendwas dazu sagen zu müssen, wie wir es ja generell so ist unter den Nachbarn dort. Das kriegen sie natürlich als Blinder noch mehr zu spüren, weil sie gehen zur Mülltonne und sind öffentlich. Ich bin einmal zum Müll gegangen, da hatte ich noch einen Führhund. Und meine Mutter bekam von einer Nachbarin einen Anruf: Ihre Tochter würde auf dem Hof rumirren, ihr sei der Hund weggelaufen und da sagt meine Mutter: „Na, wieso ist ihr der Hund weggelaufen? Wie kommen Sie denn darauf?“ „Na, die ist da hinten bei den Mülltonnen.“ „Na ja, die wird den Müll wegbringen.“ „Ach so, das macht sie, das kann sie alleine?“ Die Mülltonnen waren 10 Meter von meinem Haus entfernt! Da fühlt man sich eingeeengt, da kriegt man Klaustrophobie, da hat man das Gefühl, jemand dreht einem irgendwas am Hals zu! Und das hinter mir zu lassen und zu sagen: Ich bin Frau Hamann, die erwachsene Frau Hamann und nicht die kleine Blinde. Das das war eine Befreiung.

Sträter: Gibt es denn eine Stadt, wo die Leute sagen, da ist es für Blinde eigentlich am angenehmsten? Also Großstädte vielleicht im Allgemeinen, wenn sie gut organisiert sind, was man ja nicht immer von Berlin behaupten kann.

Hamann: Ja, also jede Großstadt hat irgendwelche Vorteile und auch Nachteile. Wir sind zum Beispiel im Verhältnis, glaube ich, relativ gut. Ich habe eine Freundin in Chemnitz zum Beispiel, da funktioniert das mit den sprechenden Bushaltestellen und Straßenbahnen schon sehr gut, das funktioniert hier noch überhaupt nicht. Aber im Allgemeinen haben Sie schon in der Großstadt zumindest, dass die Ansagen ganz gut funktionieren, was Sie in der Kleinstadt auch anteilig nicht hatten. Man kommt schon gut zurecht hier, auch wenn es natürlich immer Klippen und Ecken gibt, wo es nicht läuft. In der Großstadt ist man aber vor allem gut angebunden mit Bus, U- und S-Bahn, das haben Sie in der Kleinstadt natürlich nicht.

Sträter: Sind sie denn mit dem Zugang zur Kultur in Berlin auch zufrieden, wenn sie ins Kino gehen, wenn sie ins Theater gehen oder wenn sie selber Sportveranstaltung besuchen oder auch selber Sport machen? Angebote gibt es wahrscheinlich genug. Aber haben sie das Gefühl, dass ihnen dort geholfen wird, die genauso wahrzunehmen wie andere Personen auch?

Hamann: Verschieden. Es gibt ja inzwischen die Bildbeschreibung, die viele von den DVDs noch kennen, für das Kino mit der „Greta“-App. Ich nehme meine Kopfhörer mit und kriege die Erklärung über Kopfhörer. Dann braucht meine Begleitung den Film nicht mehr zu beschreiben und man geht anderen Zuschauern nicht auf den Zeiger: „Wir wollen den Film sehen!“

Sträter: Ist das schon mal passiert, gab es Streit?

Hamann: Nein, es gab keinen Streit. Aber ich werde nie vergessen, wie meine Schwester mit mir in dem furchtbar traurigen Film „Titanic war“ und tapfer die Schlusszene beschrieb, als Leonardo DiCaprio starb, während sie völlig am Schluchzen und in Tränen aufgelöst war. Wir schmunzeln da heute noch drüber. Aber diese App verschafft einem schon Freiraum – ich kann den Film hören ohne Fragen stellen zu müssen.

Das gibt es inzwischen auch bei Theaterstücken, auch schon bei Opernveranstaltungen, auch bei Tanzveranstaltungen, da ist man auf dem Vormarsch und es passiert gerade viel, es ist viel in der Entwicklung und es wird die nächsten Jahre sicher einiges passieren. Gerade spät erblindeten hilft das sehr, diese Beschreibungen, hat eine Person blonde Haare oder braune, wie guckt der Polizist gerade? Da geht sofort eine ganz andere Welt auf.

Sträter: Sie haben am Anfang bei Ihrer Vorstellung gesagt, dass Sie eine glückliche Mutter sind. Sie haben ein Sohn, der 7 Jahre alt ist. Viele glauben ja, dass der Sohn auch Sie erzieht, aber das mögen Sie gar nicht, oder?

Hamann: Ja, manche sagten schon, als er 3 Jahre alt war: Passt du auch schön auf die Mama auf? Ich habe dann gesagt: Das hören wir aber gar nicht gern! Wie kommen Sie darauf? Das ist mir wichtig, das zu sagen, weil ich die Leute auch weiterbringen möchte und das meistens ein bestimmter Menschenschlag sagt: Leute, die selber unsicher sind. Im

Gespräch merkt man dann, dass die Leute sagen, ich hätte immer Angst, ich habe sowieso immer Angst. Dann sage ich: Wo ist mein Problem? Die Angst gehört denen und nicht mir. Die Leute projizieren ihre Angst oft auf einen und das muss man unterscheiden. Das benötigt Mut und Selbstbewusstsein. Und ich habe meinem Sohn auch beigebracht: Wenn Leute ihn zutexten mit „Pass auf deine Mutti auf“, dann geh weg. Du musst dich mit den Leuten nicht unterhalten, die dürfen dich nicht einfach vollquatschen. Manchmal sagt er auch: Da hat mich jemand wieder angeguckt, und ich habe mich weggedreht. Das finde ich völlig okay, niemand muss sich vollquatschen lassen, nur weil man eine blinde Mutter hat.

Sträter: Funktioniert Ihre Erziehung denn anders? Ihr Sohn kann ja sehen, der Vater des Sohnes ist aber auch blind. Wo sind Unterschiede in der Erziehung?

Hamann: Es gibt mehr Vertrauen. Wir kommunizieren auch mehr. In der Kita haben die Erzieher mal gesagt, dass sie noch nie ein Kind erlebt haben, dass das kommunizierte Wort so schnell umsetzen kann. Ich bin sehr gesprächig, sehr kontaktfreudig und ich habe von Anfang an dieses Kind zugequatscht, mit ihm gelacht, gespielt. Er musste sich an die Stimme gewöhnen. Mamas Stimme ist ganz wichtig und Mamas Stimme gibt auch Sicherheit. So ist er halt aufgewachsen, immer mit erklären. Er hat auch viel seinen Tastsinn benutzt, wir haben einmal zu dritt im Bett gekuschelt und er ist dann mit den Fingern über die Falten gefahren, als würden wir Punktschrift lesen. Im Prinzip ist das alles für ihn eine Bereicherung. Viele denken, das wäre schrecklich für ein Kind mit blinden Eltern, aber wenn sie dann tiefer in die Materie eintauchen, merken sie, dass das eine Bewusstseins- oder Wissenserweiterung ist. Es m auch irgendwann der Punkt kommen, wo man ihn sich selbst überlässt und sagt: Ich behalte jetzt die Kaffeetasse in der Hand; er muss zur Not, wenn er rückwärts vom Sofa klettert, auch mal runterpurzeln. Man muss wegkommen von diesem: Da darf ihm nichts passieren. Ich möchte nicht wissen, wie vielen Sehenden das Baby vom Wickeltisch gefallen ist. Bei mir denken alle, ich kann mein Kind nicht erziehen. Mir ist das Kind nicht einmal vom Wickeltisch gefallen, nebenbei gesagt. Wir dürfen die Sehenden aber nicht auf einen Sockel stellen!

Sträter: Ich würde gerne noch einmal auf die Geschichte Ihrer Erblindung zu sprechen kommen: Sie waren ja nicht von Beginn ihres Lebens an komplett blind. Sie sind erblindet und Sie haben im Vorgespräch mit mir auch von Ärztefuschi gesprochen.

Hamann: Ich bin sieben Wochen zu früh gekommen, konnte nicht alleine atmen und musste in den Brutkasten. In den siebziger Jahren sind viele im Brutkasten erblindet, auch in den 80ern, heute ist das nicht mehr so stark, glaube ich. Zu wenig Sauerstoff hätte Hirnschädigung bedeutet, ich habe mit den Augen das kleinere Übel erwischt. Auf der linken Seite ist die Hälfte im Grunde weg und auf dem rechten Auge hatte ich eine Sehschädigung. Ich bin dann auf die Blindenschule gekommen, weil ich genau an der Grenze war; in der DDR, wo ich aufgewachsen bin, gab es eine Unterscheidung zwischen „Sehschwachenschule“ und „Blindenschule“. Für die Sehschwachenschule war ich zu blind,

aber ich habe noch Farben sehen können. Mit 14 Jahren hatte ich eine Netzhautablösung eine eine Linseneintrübung. Man hat mich, und das war eigentlich das Skandalöse, ein Jahr mit abgelöster Netzhaut rumlaufen lassen. Heutzutage würde man sagen: Sofort ins Krankenhaus! Wenn ein Arzt auch nur ansatzweise eine Netzhautablösung feststellt, dann kommen Sie sofort in die Klinik und es wird sofort was gemacht. Aber was passiert mit einer nicht durchbluteten Haut? Sie stirbt ab. Man hat dann meine Augen operiert, aber die Netzhaut war so vernarbt angewachsen, da war nichts mehr zu machen, auch heute nicht mit modernen Möglichkeiten, es gibt ja heute so Chips auf der Netzhaut, aber das ist bei mir zu eingewachsen. In der Mitte gibt es glücklicherweise noch einen Punkt, durch den ich Lichtempfindungen habe, aber ansonsten ist das im Augenhintergrund eingewachsen. Da ist nichts mehr da, da sind schöne, viele Narben, die verhindern, dass ich gucken kann, mein Sehnerv ist ja intakt, und es ist ja auch nicht erblich, sondern es ist ja im Brutkasten passiert. Es bringt aber nichts, über verschüttete Milch zu weinen, die Zeiten waren, wie sie waren.

Sträter: Aber haben Sie denn die Hoffnung, dass Sie nochmal wieder sehen können?

Hamann: Oh. Ich nehm die Dinge immer, wie es kommen. Eine Hoffnung zu haben im Sinne von: Ich würde gerne sehen können und dies und das, das würde ja bedeuten, den jetzigen Zustand als Mangel zu sehen. Meine Haltung ist zu sagen: Ich akzeptiere das so wie es ist. Damit kommen Sie viel weiter. Die Blindheit anzunehmen und zu sagen: Ich mag meine Augen, die Blindheit ist okay, ich bin okay trotz der Tatsache, dass ich blind bin. Vielleicht hat es ja auch einen Sinn? Man kann ja auch an eine Führung oder Fügung glauben. Wer weiß, wo mich das hinführt, ich konnte zum Beispiel meinem Kind eine unglaublich tolle Welt erschließen. Ich kann Menschen bereichern und Sachen weitergeben, ich kann dieser Aufgabe nachgehen, Leuten meine Situation beschreiben und damit den Dienst an der Basis machen; ich habe die Gabe, sehr kommunikativ zu sein und ich nutze das. Ich habe für mich den Anspruch das zu nutzen und Leuten zu zeigen: Es ist gar nicht so schlimm, wie ihr denkt. Mein Anspruch ist: Die Leute gehen aus dem Museum und sagen, so schlimm wie ich mir das vorgestellt habe ist es nicht. Man kann zurechtkommen und schon begegnen mir die Leute auf der Straße mit mehr Respekt und nehmen mich nicht mehr als Pflegefall war.

Sträter: Gibt es etwas auf der politischen Ebene und auf der individuellen Ebene, wo man konkret etwas machen kann, wo vielleicht auch Diskriminierung stattfindet, die niemand merkt, die leicht zu beheben wäre, aber für Blinde sehr dringend ist?

Hamann: Ich würde mir einfach wünschen, dass Leute auf politischer Ebene, die in irgendeiner Form irgendwas zu sagen haben, Leiter von Bauämtern etwa, die also in irgendeiner Form mit barrierefreier Gestaltung zu tun haben, standardmäßig unter die Augenbinde müssten. Dass die Leute, die oben in Positionen sitzen, wo sie was zu entscheiden haben, an die Basis kommen. Das gilt nicht nur für uns, das gilt auch für Rollstuhlfahrer und andere Gruppen. Leitlinien gibt es ja schon, aber viele wissen nicht, wozu sie da sind. Ich

habe schon von Architekten gehört, die manche Hilfsmittel für Dekoration gehalten haben. Schön wäre auch, wenn bestimmte Sachen optisch und taktil wären, also dass man zum Beispiel auch in Großschrift Sachen anbieten könnte, Kalender zum Beispiel, dass das das im Standard mit drinnen ist, die auch in größerer Schrift anzubieten. Generell ist Aufklärung gut. Manche Leute schreien auch schon nach Barrierefreiheit, wenn da eine Bodenwelle irgendwo ist, aber das ist Quatsch, die Welt kann nicht komplett barrierefrei sein. Auf der individuellen Ebene ist es schwierig, alle Leute haben ihre eigene Geschichte, manche Leute wollen keine Hilfe, andere Leute brauchen ein bisschen mehr. Man kann das nicht pauschal sagen. Aber um nochmal den Kreis zu diesem Politischen zu schließen: Es wäre schön, wenn es die Möglichkeit gäbe, mehr Hilfe zur Selbsthilfe zu geben; dass Kinder auch mehr animiert werden, Dinge selbst zu machen.

Sträter: Ist es eigentlich für Männer und Frauen anders, blind zu sein?

Hamann: Ich habe oft das Gefühl, dass Frauen mit Einschränkungen mit ein bisschen mehr Würde umgehen. Männer müssen es sich und der Welt mehr beweisen. Und das ist natürlich bei Blinden dann noch schwieriger, weil die noch mehr Grenzen haben. Und wenn Leute sich mehr beweisen müssen, auch Frauen, dann stoßen die manchmal auch Leute zurück, die ihnen helfen wollen – sie können das ja alleine! Manchmal denke ich mir: Das kann man auch anders formulieren. Der Sehende spricht dann nämlich keinen Blinden mehr an. Man hat auch eine Gruppenverantwortung. Man muss sich nicht alles bieten und sich nicht hin- und herschieben lassen, aber ich sollte meinem Gegenüber mit Respekt begegnen, dann werde ich auch mit Respekt behandelt. Ich kriege oft die Reaktion: Das habe ich ja noch gar nicht gemerkt, dass die Ampeln vibrieren, wenn es grün wird, interessant! Ich mache dann auch meistens eine kleine Lehrstunde daraus: Schauen Sie, ich weiß das alleine, weil man diesen Knopf hier anfassen kann. Und dann bin ich nicht frustriert, sondern habe es erklärt, und die gehen mit einer anderen Erfahrung raus. Es gibt eine Möglichkeit, friedlich und freundlich miteinander umzugehen, und das finde ich sehr wichtig; das liegt manchmal ein bisschen bei meines gleichen brach. Wenn man 20mal die Fragen beantwortet hat, dann hat man das vielleicht auch satt, aber man sollte sich immer der Gruppenverantwortung bewusst sein.

Sträter: Frau Herrmann, ich hab zum Abschluss des Gesprächs noch zwei persönliche Fragen an Sie: Zum einen, ob Sie sich schon gefragt haben, wie Sie als Sehende gewesen wären?

Hamann: Man hat ja so seine Momente. Ich wäre ein sehr optischer Typ geworden, nicht oberflächlich, aber Optik ist mir auch sehr wichtig, obwohl ich nichts sehe. Ich möchte gerne, dass von der Haarspange bis zum Schuh alles weitestgehend zusammenpasst. Ich hätte wahrscheinlich einen gestalterischen Beruf ergriffen, weil ich Farben immer schon wunderschön fand. Das wäre so meins gewesen, glaub ich aber ansonsten hätte ich wahrscheinlich nicht viel anders gemacht.

Sträter: Und die letzte Frage: Sie haben zwar gesagt, dass sie gar nicht so viel davon halten, so viel in Hoffnung oder Wünsche zu investieren, aber auch da hat man ja manchmal seine Momente. Gibt es für die Zukunft irgendwas, was sie sich total erhoffen oder was sie sich wünschen? Das kann sowohl Sie persönlich betreffen als auch die gesellschaftliche Entwicklung allgemein.

Hamann: Dass der Mensch im allgemeinen – und an uns kann man das eventuell üben - freundlicher zueinander wird und weniger oberflächlich.

Sträter: Frau Hamann, ich danke Ihnen sehr für das Gespräch, war sehr interessante Eindrücke, die ich bekommen habe und Ich wünsche ihnen alles Gute für die Zukunft.

Hamann: Danke für die Hörer und für sie auch.

Vielen Dank für Ihr Interesse an unserem SICHTBAR-Podcast. Wir stellen dieses Transkript zum Nachlesen unter anderem für Menschen mit einer Höreinschränkung bereit. Sollten Sie Fehler in dem Transkript finden, dann nehmen Sie gerne jederzeit Kontakt mit uns auf. Vielen Dank!

HörMal Audiodeskription gUG

Lindenthaler Straße 58

04155 Leipzig

www.hoermal-audio.org

mail@hoermal-audio.org